

„Aus heiterem Himmel“ von Daniela Keiser
Kunsthalle Vebikus im Kulturzentrum Kammgarn, Schaffhausen, 2016

Die geschenkte Zeit

Eine Gedankenskizze von Niklaus Graber, anlässlich der Vernissage vom 19.9.2016

Das Verhältnis zwischen Kunst und Architektur ist seit Langem Gegenstand ausschweifender Diskurse. Wie nahe oder fern sich verschiedenste Kunstgattungen und die Architektur sind, wird des Öfters äusserst kontrovers diskutiert. Ob nun die Architektur selbst auch eine Kunstgattung ist oder nicht, spielt für mich derweil keine allzu grosse Rolle, denn eine wie auch immer vorgenommene Zuordnung ändert nicht viel daran, dass jede Disziplin so oder so ihre eigenen Gesetzmässigkeiten und Schwerpunkte innehat, die sie gegenüber andern Metiers spezifisch und einzigartig machen. Dass eine Kunst- oder Ausdrucksform den Alleinanspruch auf etwelche Sachverhalte beansprucht, ist jedoch zunehmend unbedeutend, denn das Wissen um eine gegenseitige Beeinflussung, um Transdisziplinarität und Crossmedia-Projekte ist längst zum kulturellen Selbstverständnis gereift. Unbestritten ist sicherlich, dass gerade Architektur und plastisch oder skulptural orientierte Kunstformen auf diversen Ebenen eine offenkundige Verwandtschaft aufweisen. Abgesehen von formalen oder technischen Aspekten interessieren mich als Architekt vor allem inhaltliche, räumliche oder strukturelle Gemeinsamkeiten unterschiedlicher Disziplinen. Nicht selten kommt es deshalb vor, dass ich aus Theater, Film, Musik, Malerei oder Plastik mehr Inspiration schöpfe als aus dem Analysieren der im gängigen Architekturdiskurs inbrünstig diskutierten Bauten und Projekte.

Die im Schaffhauser Kammgarnareal zu sehende Version von Daniela Keisers Arbeit „Aus heiterem Himmel“ gibt Anlass zu ein paar Spekulationen über das Verhältnis von Kunst und Architektur im Allgemeinen und zu ihrem Zusammenwirken im Speziellen, ist die Installation doch nicht in irgend einem beliebigen „white cube“ zu sehen, sondern im Kontext einer überaus charaktervollen Industriearchitektur aus dem frühen 20. Jahrhundert. Dem Betrachter eröffnet sich in Schaffhausen also die Chance, das Zusammentreffen von Plastik und Architektur in voller Unmittelbarkeit zu erleben. Und es bietet sich ihm die Möglichkeit, diesen beiden Medien im Hier und Jetzt synchron zu begegnen – ein Erlebnis, das durch keine fotografische, filmische oder schriftliche Reproduktion hinlänglich substituiert werden kann. Einem musikalischen Ereignis gleich, das nach dem Verlassen des Konzertsaals zwar noch lange nachhallt, dessen Einmaligkeit aber nicht konservierbar ist, ist die magische Ambivalenz zwischen Fragilität und Wucht, die Daniela Keisers Schaffhauser Installation innewohnt, tatsächlich nur eins zu eins erfahrbar. Das tiefere Erfassen der Installation erschliesst sich nicht über eine bildhafte Annäherung, sondern nur durch dynamisches, körperliches Erleben, womit eine erste grosse Gemeinsamkeit zwischen künstlerischer Intervention und gebauter Architektur ausgemacht ist.

Auch zahlreiche andere Arbeiten von Daniela Keiser belegen eine Affinität der Künstlerin zum Architektonischen und Räumlichen. Nicht nur ihre Fotografien der Serie „Die Stadt“, die sich mit Filmarchitektur beschäftigen, sondern auch die mehrbändige Publikation „Kairo“, die Arbeit „bergen“ und zahlreiche Kunst-und-Bau-Projekte offenbaren Daniela Keisers Interesse an Räumen. Dabei scheint sich die Künstlerin nicht nur für den dreidimensional erfahrbaren Raum zu interessieren, sondern ebenso für nicht-physische Gesellschafts-, Lebens- und Gedankenräume. Viele von Daniela Keisers Arbeiten und im Speziellen die Installationen „Aus heiterem Himmel“,

mit denen bereits unterschiedliche Orte bespielt wurden, nehmen den Betrachter auf eine mehrgleisige Reise physischer und gedanklicher Raumerfahrung mit.

Nähert man sich der raumgreifenden Installation an, die sich in einer niedrigen Raumnische im Zwischengeschoss der ehemaligen Kammgarnfabrik befindet, weckt diese auf einer ersten Ebene zunächst Assoziationen an Stadtlandschaften, Agglomerationen oder „urban sprawl“. Mehrere ineinandergreifende, auf dem Boden ausgelegte, kreisförmige Arrangements aus Gläsern, Klebstreifen, Zuckerwürfel und Pillen lassen an ein polyzentrisches, antihierarchisches Stadt- oder Gesellschaftsmodell denken, das je nach massstäblicher Justierung sogar das ganze, im Halbdunkel liegende Universum zu durchmessen scheint. Unterschwellig fühlt man sich an die Architekturvisionen eines Bruno Taut, eines Hermann Finsterlin oder der Bewegung der „Gläsernen Kette“ erinnert, die im frühen 20. Jahrhundert von einer kristallinen, transparenten und strahlenden Architektur geträumt haben.

Warum aber löst die Installation, die klar erkennbar aus Alltagsgegenständen zusammengefügt ist, überhaupt architektonische Bilder aus? Und warum führt uns die Arbeit, die ja kaum ein paar Kubikmeter Raum in Anspruch nimmt, auf die Massstabebenen von Architektur und Urbanismus? Wahrscheinlich liegt dies daran, dass uns die Installation über eine rein bildhafte Annäherung hinaus auf weiteren, viel tiefer gehenden Ebenen Parallelen zur Architektur aufzeigt. Es liegt daran, dass es in Daniela Keisers Arbeit jenseits des konkret Fassbaren offensichtlich abstraktere Ebenen gibt, die eine Art Wesensverwandtschaft zwischen unterschiedlichen Disziplinen enthüllen und die uns helfen, die Welt in relevanten Gesamtzusammenhängen wahrzunehmen.

Raum: Eine Auseinandersetzung mit Raum bedeutet auch eine Auseinandersetzung mit Lebensraum. Wenn Daniela Keiser also quasi über Räumlichkeit forscht, dann ist das auch Ausdruck dafür, dass sie in erster Linie über das menschliche Zusammenleben und das menschliche Dasein nachdenkt. Architektur und räumliche Gestaltung der Umwelt sind immer Ausdruck des menschlichen Tuns, Strebens und Zusammenlebens und spiegeln die jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Befindlichkeiten einer Zeit besonders stark wider.

Jenseits dieser grundsätzlich räumlichen Themen geht die Arbeit in Schaffhausen ganz spezifisch auf die Disposition des Ausstellungsortes ein. Dreidimensional strahlt sie in den Raum aus und scheint Elemente der bestehenden Architektur zu umarmen. Zwischen den rohrförmigen Tentakeln der Plastik und dem fachwerkartigen Deckenträger im Ausstellungsraum spannen sich neue Räume auf, die dem niedrigen, streng rechteckigen Raum eingeschrieben werden, ihn fragmentieren und gleichsam vervielfachen. Gerade beim Umschreiten der Installation eröffnen sich je nach Betrachtungswinkel stets neue räumliche Situationen und vermitteln den Eindruck, die Installation selbst drehe sich im Raum. Zum einen wird dadurch der Massstab des Bestandes verwischt und weichgezeichnet, zum anderen wird sich der Besucher umso klarer über die Beschaffenheit und die Proportionierung des kabinettartigen Ausstellungsraumes gewahr. Zwischen Installation und Architektur wird ein Gravitationsfeld aufgebaut, Installation und Architektur treten in einen Dialog, und wir beginnen Aspekte im Raum zu sehen, die wir im leeren Raum vielleicht nur bedingt wahrgenommen hätten. In diesem Sinne ist die Installation wie ein Stein, der „aus heiterem Himmel“ ins Wasser geworfen wurde und uns etwas über die Beschaffenheit des Wassers selbst erzählt.

Allein schon, dass sich die Installation nicht nur auf dem Boden ausbreitet, sondern dass sie sich auch von der Decke herunterschwingt bzw. zu dieser emporstrebt, zeigt uns etwa, dass es hier nicht eine profane Decke gibt, sondern eine räumlich wirksame Tragkonstruktion aus eindrücklichen Stahlträgern. Die Installation wird somit zu einer eigentlichen Wahrnehmungsmaschine oder zu einem Spiegel, der uns mehr über unsere räumliche Umgebung und die Architektur der Kammgarnfabrik verrät.

Besonders eindrücklich und raumwirksam ist die von Daniela Keiser eingesetzte Lichtdramaturgie, die den gegebenen Raum strahlenförmig perforiert und die gebauten Grenzen zu überwinden scheint. Damit verweist die Installation mitunter darauf, dass der Boden, auf dem wir uns befinden, ein „weiches“, nachträglich in die Grundstruktur eingefügtes Element sein könnte und dass der Fabrikationsraum wohl einst ganz andere Höhenverhältnisse aufwies als der heutige Galerieraum. Die im Kunstlicht magisch schimmernden, radial über den Boden gezogenen Klebebänder verwandeln den eigentlich robusten und tragfähigen Zementboden in eine fragile Membran, die urplötzlich einer brüchigen, zersplitterten Eisfläche gleicht. Daniela Keiser sorgt mit dieser Massnahme beim Betrachter nicht nur für fragende Verunsicherung, sondern erinnert auch daran, dass die Schaffhauser Kammgarnfabrik im späten 20. Jahrhundert vermehrt ein Gefäss gesellschafts- und kulturpolitischer Sprengkraft war, das Konventionen immer wieder in Frage stellte.

Struktur: Ein weiterer Aspekt, der Installation und Architektur gemeinsam ist, ist derjenige der Struktur. In seinem 1969 erschienenen autobiographisch gefärbten Buch „Der Teil und das Ganze“ hat der deutsche Wissenschaftler und Denker Werner Heisenberg zum Strukturbegriff eine besonders erhellende These formuliert: *„Es sind die gleichen ordnenden Kräfte, die die Natur in allen ihren Formen gebildet haben und die für die Struktur unserer Seele, also auch unseres Denkvermögens verantwortlich sind.“* Interessant ist an dieser Aussage, dass Heisenberg von der Wesensverwandtschaft der Dinge spricht und dass es offenbar so etwas wie ordnende Kräfte gibt, die alles durchdringen, was um und in uns ist. Er spricht auch davon, dass Struktur sowohl Rationalität wie auch Irrationalität anspricht und damit also Seele und Denken gleichermaßen tangiert.

Dieses „Gleichschalten“ von Fühlen und Denken ist auch in Daniela Keisers Arbeit eindrücklich erlebbar. Die Konzeption der Installation versetzt den Betrachter in einen oszillierenden Schwebezustand zwischen Fühlen und Begreifen, zwischen Staunen und Analysieren. Die Installation spielt ein Vexierspiel auf struktureller Ebene, indem sie uns in Gefühl und Geist Ordnungsprinzipien suggeriert, die jenseits des effektiv Gesehenen angesiedelt sind.

Gerade weil Daniela Keisers Arbeit nicht rein bildhafte Parallelen zu anderen Disziplinen aufbaut, sondern diese in der Tiefe der Struktur erfasst, werden die eingangs erwähnten Assoziationen zu Architektur oder Städtebau erst eigentlich geweckt. Kreisförmige Cluster aus Trinkgläsern mutieren in unserer Vorstellung zu Stadtlandschaften, und Chromstahlrohre oder Klebebänder werden zu Sonnenstrahlen, die die poetische Szenerie zu heiterem Leben erwecken.

In Daniela Keisers Arbeit kann Struktur zunächst durchaus als etwas Mentales, Abstraktes und Massstabsloses gesehen werden, als eine Art Denkprozess oder Denkmodell also. Der eigentliche Schlüssel der Arbeit, aufgrund dessen wir Strukturen überhaupt erst wahrnehmen können, ist die minutiös ausgelotete Übertragung einer Idee in etwas Physisch-Reales, die Verfestigung einer Intuition zu Materialität.

Materialität: Augenfällig an der Installation „Aus heiterem Himmel“ ist der Einsatz von Materialien, die in gewissem Sinne noch auf einer Reise sind: Zwar sind sie bereits von Mensch oder Maschine bearbeitet, haben ihre endgültige Zweckbestimmung aber noch nicht erreicht. Rohre transportieren im vorliegenden Fall Licht und nicht etwa Wasser, Klebebänder reflektieren Licht und halten nicht wie ihnen zugeordnet Pakete zusammen. Gläser sind nicht mit Wein gefüllt, sondern streuen Licht, und die Zuckerwürfel haben sich noch nicht zu unserem Genuss verflüssigt. Man könnte in diesem Zusammenhang an „Halbfabrikate“ denken, an Dinge also, die in einem Zwischenzustand verharren. Glaubt man einem Online-Lexikon wie Wikipedia, so ist der Zustand

des Halbfabrikats als unfertiges Erzeugnis darauf zurückzuführen, dass Produktionsprozesse nicht immer bis zum Bilanzstichtag abgeschlossen werden können. Betriebswirtschaftlich haben Halbfabrikate den Status von Roh-, Hilfs- und Betriebsstoffen durch erste Produktionsphasen bereits überschritten, jedoch den Zustand der Marktreife noch nicht erreicht.

Überträgt man diese Definition auf die Installation „Aus heiterem Himmel“, kann man feststellen, dass Daniela Keiser mit ihrer Arbeit keine endgültige Bilanz zieht. Die Installation ist kein abgeschlossenes, determiniertes oder „marktreifes“ Produkt, sondern vielmehr eine fragile Versuchsanordnung, die interpretierbar und offen bleibt und uns als Betrachter aktiv miteinbezieht. Damit lädt uns die Künstlerin zu einem Dialog ein, der unsere Spekulationen willkommen heisst und unsere Phantasie dazu anspornt, mit dem Gesehenen die kühnsten Stadtlandschaften zu bauen. In ähnlicher Weise zeigt sich auch die einst Fabrikationszwecken zugedachte Architektur der Kammgarnfabrik als offener, wandelbarer „Ort der Möglichkeiten“ und als Bühne, auf der sich das Schauspiel des Lebens frei ausbreiten darf.

Es ist eine schöne Begebenheit, dass die Schaffhauser Version von „Aus heiterem Himmel“ nun einen Ort bespielt, an dem früher mittels körperlicher und mechanischer Arbeit Halbfabrikate hergestellt wurden. Vielleicht könnte die Installation, die die Künstlerin hier mit ihren eigenen Händen geschaffen hat, in diesem Zusammenhang als eine Art Hommage an die immer mehr aus unserem digitalen Alltag verschwindende physische Arbeit und an die Magie des Mechanischen gesehen werden. „Aus heiterem Himmel“ ist bei aller Verankerung auf konzeptioneller Ebene nicht eine jener Kopfgeburten, deren physische Präsenz aus einer technologisch unterfütterten Materialschlacht oder dem homogenen Brei des neustens in der Kunstwelt heiss geliebten Pulverdruckers erwacht, sondern sie bleibt im guten Sinne ein „Werk“, das auch in der Realisierungsphase vom persönlichen Wirken der Künstlerin getragen ist. Damit beschenkt uns Daniela Keiser nicht nur mit einer uns in allen Fasern berührenden Offenbarung kontextuellen Arbeitens, sondern darüber hinaus mit dem höchsten Gut unserer Epoche, nämlich mit Zeit.